

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Schwarzwälder Bote. 1845-1858 (1849) Unterhaltungsblatt

44 (7.6.1849)

Unterhaltungsblatt.

(Beilage zum Schwarzwälder Boren vom 7. Juni 1849.)

Verantwortlicher Redakteur: W. H. Brandecker.

N^o. 44.

Die Prophezeiung.

(Fortsetzung.)

Während die Fremden noch eine Zeitlang sich mit den Frauen unterhielten, wobei auch des Lords und seiner neuen Stellung in London flüchtig Erwähnung geschah, ruhte Katharins Auge fast unverwandt auf dem Grafen. Sie fühlte mehr als je, daß dieser Mann einen unauslöschlichen Eindruck auf ihr Herz gemacht habe, und alle ihre früheren Vorsätze, diesen Eindruck zu bekämpfen und ihrer Pflicht treu zu bleiben, waren vollends über den Haufen geworfen, als der Graf sich ihr näherte und einige Minuten lang ausschließlich sich mit ihr beschäftigte, während sein Begleiter die andern Damen unterhielt. „Diesen oder Keinen!“ flüsterte es in der verborgensten Tiefe ihres Herzens, als der Graf, nachdem er eine Zeitlang Alles aufgebieten hatte, was ihn in den Augen Katharins unwiderstehlich machen mußte, sich wieder zur Herzogin wandte, um eine eben an ihn gerichtete Frage zu beantworten.

Unterdessen hatte Elisabeth sich entfernt, um für die Unterbringung der Gäste die nöthigen Anordnungen zu treffen. Und als sie nach einer Weile wieder erschien und erklärte, daß zur Aufnahmehilfe derselben Alles bereit sei, verabschiedeten sich die Fremden und begaben sich, von dem alten Diener begleitet, in die für sie bestimmten Gemächer.

„Der Graf ist ein lebenswürdiger Mann,“ sagte, nachdem die beiden Gäste sich entfernt und auch Elisabeth in häuslichen Geschäften das Zimmer verlassen hatte, die Herzogin zu ihrer Tochter. „Was mich besonders für ihn interessiert, ist seine große Ähnlichkeit mit einem Manne, den ich in früherer Zeit einmal gesehen habe.“

„Und wer war dieser Mann?“ fragte Katharine mit zwar anscheinender Gleichgültigkeit, doch, wie ihre Stimme verrieth, innerlich tief erregt.

„Das, mein Kind,“ entgegnete die alte Dame, „weiß ich eben nicht mehr. Es ist schon zu lange her. Aber sicher habe ich diesen offenen, freundlichen Gesichtszügen schon einmal begegnet; ich glaube, es war bei Hofe... Apropos! Der Graf kennt auch Deinen Bruder.“

„Ich höre, daß er seiner erwähnte. Doch scheint diese Bekanntschaft nicht gegenseitig zu seyn.“

„Du hast Recht. Der Graf sagte, daß seine Stellung beim Heere ihn zu häufig von London entfernt halte, um daselbst viele nähere Verbindungen anknüpfen zu können. Trotz dessen scheint er gut unterrichtet; denn er meinte, daß er genau wisse, wie Dein Bruder beim Könige sehr in Gunsten stehe und sicher seyn darf, bald eine der ersten Stellen zu erhalten.“

„Hat er Edgars nicht erwähnt?“ fragte tief erröthend und mit sichtbarer Zurückhaltung Katharine.

„Nein. Er scheint ihn nicht zu kennen.“

Drei Tage mochten seit der Ankunft der Fremden in Norfolkhouse verstrichen seyn, als zwischen Katharinen und dem Grafen bereits jene vertrauliche Annäherung stattfand, welche ein gegenseitiges inniges Interesse zu verrathen pflegt. Nur in Gegenwart von Zeugen war dies weniger der Fall. Im Gegentheil schien es, als ob Beide sich dann bemühten, gegenseitig so fremd als möglich zu erscheinen, ohne jedoch diejenige Achtung und Aufmerksamkeit aus den Augen zu

setzen, welche durch den Wohlstand und die gesellschaftliche Stellung Beider bedingt ward. Des Verhältnisses Katharins zu ihrem Verlobten geschah indeß niemals Erwähnung, sowie auch in der Beschäftigung der Fremden, mit Ausnahme von Duten, die sie, wie es schien, in dienstlichen Angelegenheiten, fast täglich empfangen und wieder entließen, nichts vorfiel, was auffallend oder einer besonderen Beachtung werth gewesen wäre. Nur Katharine allein hatte, vielleicht aus dem Grunde, weil das Auge der Liebe bisweilen schärfer sieht, als jedes andere, öfters Gelegenheit gehabt, Bemerkungen zu machen, welche es außer Zweifel zu setzen schienen, daß der Graf einem bei weitem höheren Stande angehören müsse, als er im Allgemeinen glauben machen wollte. Indes verbot ihr die Discretion, sich über ihre Vermuthungen auszusprechen oder dieselben bis zur Gewißheit zu verfolgen. In Bezug auf ihre Gefühle aber trug dieser Umstand um so mehr dazu bei, dieselben vollends zu Gunsten des Grafen zu stimmen, als der Nimbus, mit welchem ihre Voraussetzungen die Person des Letztern auszusmücken bemüht waren, ihrem Stolze wie ihrer Eitelkeit schmeichelten. In ihre Phantasie, malte sich nicht selten eine Zukunft, welche, vom Glücke der Liebe gekrönt und im höchsten irdischen Glanze strahlend, das Bild ihres Verlobten immer mehr in den Hintergrund drängte, bis es endlich ganz verschwand. Die Folge von Allem dem war, daß Katharine und der Graf sich bald als ein Paar Liebende betrachteten, deren Empfindungen sich überall begegneten und nur der Gelegenheit harreten, sich durch Worte verständlich zu machen.

Und diese Gelegenheit ließ nicht lange auf sich warten.

Es war eines Nachmittags, als die beiden Fremden, an der Seite Katharins und Elisabeths, sich auf einem Spaziergange befanden. Sie näherten sich dem Parke, der den hinteren Theil des Schloßgartens von Norfolkhouse ausmachte und der von dem vorderen durch einen auf einer kleinen Anhöhe gelegenen Pavillon getrennt ward, welchen man, um in den Park zu gelangen, passieren mußte. Der Baron schritt, wir wissen nicht, ob aus Zufall oder Absicht, mit Elisabeth voran, und hatte den Park längst betreten, als der Graf und Katharine erst in dem Pavillon anlangten. Schon bevor Beide die zu demselben führende Anhöhe hinangestiegen, hatte der Graf das bis dahin lebhaft geführte Gespräch abgebrochen und war schweigsam und nachdenkend geworden. Auch Katharine hatte sich einer gleichen Stimmung hingegeben und schritt jetzt still und in sich gekehrt an der Seite ihres Begleiters dahin. Doch hatte sie, im Pavillon angekommen, die zum Parke führende Thür noch nicht erreicht, als der Graf plötzlich vor ihr stehen blieb und, in sichtbarer Bewegung ihre Hand fassend, mit sanft bittem Tone die Worte an sie richtete:

„Katharine! Schon lange sehnte ich den Augenblick herbei, mich ungestört mit Euch allein zu sehen... O, vergib mir ein Wort!“

Katharine ließ ihre Hand zitternd in der des Fremden und war zu tief erregt, um einer Antwort mächtig zu seyn. Der Graf, welchem die Gemüthsbewegung des Mädchens, so wie deren Bedeutung nicht entgehen konnte, führte ihre Hand an sein Herz und sprach mit Feuer:

„Katharine — darf ich es aussprechen, was dieses Herz für Euch empfindet?“

Katharine vermochte sich nicht länger zu beherrschen. Von Gefühlen überwältigt, lehnte sie ihr Haupt an die Brust des geliebten Mannes, während ihr Auge, in welchem eine Thräne glänzte, schwärmerisch zu ihm empor blickte.

Berauscht von Entzücken, schlang der Graf seinen Arm um ihren schönen Nacken, neigte sich zärtlich zu ihrem Ohr herab und flüsterte ihr die Frage zu:

„Liebt Ihr mich? . . .“

Ein leises, fast unhörbares „Ja!“ von Katharinens Lippen und ein Kuß des Grafen, welcher in diesem Augenblicke auf ihrer Stirn brannte, gab dem in Weider Herzen längst geschlossenen Bündniß die höchste Weihe. —

Dem ersten stürmischen Austausch befehlender Empfindungen hingegeben, hielten die Liebenden sich noch lange sprachlos umschlungen, bis endlich der Graf die Worte an die Geliebte richtete:

„Katharine, ich weiß, daß Ihr seit Eurer Kindheit dem Grafen Howar verlobt seid. Habt Ihr diesen Mann jemals geliebt?“

„Nie! Niemals!“ rief Katharine mit einer gewissen Hastigkeit, welche den geheimen Schreck verräth, den diese Frage auf sie ausgeübt hatte.

„Wohlan,“ sagte der Graf, „so werbe ich hiermit um Eure Hand. Sprecht, wollt Ihr mir angehören als mein ehelich Gemahl?“

Als Antwort legte Katharine mit einem Blick, der mehr sagte, als ihr Mund zu sprechen vermochte, ihre Hand in die des Grafen, worauf dieser die Geliebte zärtlich in seine Arme zog. Dann sprach er mit sanfter, doch fester Stimme:

„Katharine, unsere Herzen verstehen sich. Wir bedürfen darum keiner Versicherungen von Treue und Hingebung. Niemals, das fühle ich, wird mein Herz anders empfinden, als in diesem Augenblicke. So wahr mir Gott helfe!“

In diesem Moment entstand an der nur halb angelehnten Thür ein Geräusch, und ein auf einen Stab gestützter Mönch, dessen silberweißes Haupt- und Barthaar ein hohes Alter verkündete, stand plötzlich vor den Liebenden.

Es war der Eremit von der ElendsGrotte.

„Selbäter Lügner, Du begehst einen Meineid!“ rief der Eremit mit einer Stimme, die aus dem Grabe zu kommen schien, dem Grafen entgegen.

Mit einem Schrei des Schreckens entwand sich Katharine den Armen des Geliebten, welcher, ehe sie es verhindern konnte, sein Schwert zog und wüthentbrannt auf den Kreis eindrang:

„Elender Wicht! . . .“

Der Mönch erhob seinen Stab, um den tödtlichen Schwerstreich abzuwenden; doch in demselben Augenblicke sank er mit einem dumpfen Schrei zu Boden, während das Blut einer tiefen Wunde enist. ömte. —

„Kommt, Katharine!“ wandte sich darauf der Graf, sein Schwert einsteckend, an die halb ohnmächtige Geliebte. „Kommt hinweg von hier.“

„Halt, Schurke!“ donnerte plötzlich eine Stimme von der entgegengesetzten Thür des Pavillons, und ein Geharnischter stürzte mit gezogenem Schwerte auf den Grafen zu.

„Ihr guten Geister — Edgar!“ schrie Katharine, von Entsetzen ergriffen, auf, und sank bewußtlos nieder.

Sie hatte ihren Verlobten erkannt. —

Noch einmal zog der Graf rasch sein Schwert und warf sich dem neuen Feinde entgegen, der mit emporgelobtem Arme ihn schon zu zerschmettern drohte. Doch in dem Moment, als Beide sich gegenüber traten, prallte der Geharnischte, wie vom Blitz getroffen, einige Schritte zurück.

„Der König!“ rief er, und stand wie an den Boden gewurzelt. —

Wenige Stunden nach den eben erzählten Ereignissen waren die Verhältnisse, in welchen die Bewohner von Norfolkhouse bisher zu einander gestanden hatten, total umgewandelt. Graf Edgar, welcher, unmittelbar vor seinem Erscheinen in dem Pavillon, in Norfolkhouse eingetroffen war, um sich auf immer mit der Heißgeliebten zu vereinen, saß, in stummen Schmerz versunken, auf seinem Zimmer, und grübelte über einen Entschluß, den er unter den obwaltenden Umständen zu fassen für nothwendig erkannte. — Wäre sein Nebenbuhler ihm ebenbürtig gewesen, so würde er über Das, was ihm zu ihm übrig blieb, keinen Augenblick in Zweifel gewesen seyn. Aber gegen seinen König hatte er keine Waffe, und Katharinen liebte er, trotz ihrer Fehler, zu glühend und zu rein, um gegen sie eines Rachegebankens fähig zu seyn. Sein edles Selbstgefühl sagte ihm daher, daß es für ihn nur einen Ausweg gäbe — den der Entsagung.

Nachdem er daher so viel Fassung erlangt zu haben glaubte, um im Stande zu seyn, sich mit Ruhe dem Unvermeidlichen zu fügen, begab er sich zu seinem Nebenbuhler, dessen wahre Persönlichkeit sowohl, als die stattgehabten Ereignisse, den Bewohnern des Schlosses inzwischen vollständig bekannt geworden waren. —

Als der Graf im Gemache des Königs erschien, ging dieser ihm mit unverkennbarem Wohlwollen einige Schritte entgegen und sprach:

„Es ist mir lieb, Graf, daß Ihr meinem Verlangen, Euch zu sehen, zuvorkommt. Ich habe mit Euch zu reden.“

„Sire,“ sagte der Graf, vor Heinrich ein Knie beugend, „ich bedarf Eurer Verzeihung. Ich hatte mein Schwert gegen Euch erhoben. . .“

„Ihr hattet mich nicht erkannt,“ sprach, seinem Nebenbuhler zur Versöhnung freundlich die Hand reichend, der König. „Daher habe ich Euch nichts zu verzeihen. Doch antwortet mir nun auf eine Frage — antwortet frei und ohne Hehl: Glaubet Ihr, von Katharinen geliebt zu seyn?“

„Nein, Sire. Sie würde mir willig ihre Hand gereicht haben, weil unsere Väter es so bestimmt hatten. Doch ihr Herz gehörte mir nicht — würde mir auch nie gehört haben.“

„Und was gedenket Ihr nun zu thun?“

„Im Dienste meines Königs zu kämpfen, und, wenn mir das Glück wohl will — für meinen König zu sterben.“

Durch diese Worte gerührt, versetzte Heinrich:

„So erlaubt mir, Graf, dafür zu sorgen, daß ich Euch meinem Dienste so lange als möglich erhalte. Ihr kehret nicht zu Euren Truppen zurück, sondern geht nach London. Ich ertheile Euch den Rang eines Kriegs-Obersten und ernenne Euch zum Gouverneur des Tower. Lebt wohl, Graf! . . . Oder habt Ihr mir noch etwas zu sagen?“ fragte der König, als der Graf zögerte, das Zimmer zu verlassen.

„Sire, gestattet mir eine Bitte auszusprechen.“

„Redet!“

„Mein Königl. Herr,“ sprach der Graf mit mildem doch würdevollem Ernst, „hället mich nicht für phantastisch oder leichtgläubig, wenn ich um etwas bitte, das mit dem besten Verstande meines Königs nicht im Einklange steht. Aber es gibt Offenbarungen, für welche auch der Weiseste Ehrfurcht empfindet, wenn die That, die wir sehen und begreifen, für ihre Wahrheit spricht.“

„Erklärt Euch näher,“ sagte der König rasch.

„Sire, es sind erst wenige Wochen, als mir von ehrwürdigen Lippen eine Prophezelung geworden, welche durch die heutigen Begebenheiten sich erfüllt hat. Aber mit mir zugleich hat auch Katharine Howard, Eure künftige Gemahlin, aus demselben Munde eine Weissagung empfangen,

welche, wenn sie einträfe, die Hand meines Königs mit Blut besiedeln würde.“

„Und was prophezeite man meiner künftigen Gemahlin?“ fragte der König, während eine finstere Wolke sich auf seiner Stirn lagerte.

„Der Ausspruch lautete, Sire, daß am dreißigsten Tage nach ihrer Vermählung durch Euch ihr Blut vergossen werden würde.“

„Wer gab diese Weissagung?“ fragte der König, finstler vor sich niederblickend.

„Der Mann, der sie gab,“ versetzte der Graf, „ist bald nicht mehr unter den Lebenden.“

„Was sagt Ihr?“ fuhr der König, wie von einem Gedanken überrascht, plötzlich auf. „Wäre es — jener Mönch?“

„Er ist es, Sire.“

Heinrich schien betroffen und schwieg. Nach einer Pause sprach er mit einem Tone, welcher merken ließ, daß er den Gegenstand des Gesprächs zu verlassen wünsche:

„Und Eure Bitte, Graf?“

„Ist die, Sire,“ versetzte Jener, „daß Ihr Euch geloben möchtet, in der genannten Frist kein Todesurtheil zu unterschreiben. Um Eurer Ruhe willen, mein königlicher Herr, beschwöre ich Euch darum!“

Der König machte, aufgeregt und in Gedanken versunken, einige rasche Gänge. Dann sprach er, gegen den Grafen gewendet, mit einer entlassenden Handbewegung:

„Geht, Graf... Geht mit Gott!“

Als der Graf den König verlassen hatte, kehrte er in sein Zimmer zurück, um die wenigen Vorbereitungen zu treffen, die seine Abreise nöthig machten. Als dies geschehen war, ließ er sein Ross vorführen und begab sich in das Gemach der Herzogin. Er hatte gehofft, dieselbe allein zu treffen und sich den Abschied von Derjenigen, die er auf immer verloren hatte, ersparen zu können. Er ward daher mächtig ergriffen, als er, ins Zimmer tretend, auch Katharine anwesend fand. Dieselbe war auffallend blaß, doch erschien sie äußerlich vollkommen ruhig. Beim Eintritt des Grafen erhob sie sich von ihrem Plaze und ging ihm einige Schritte entgegen, doch blieb sie plötzlich stehen, als derselbe sich nur flüchtig gegen sie verneigend, sogleich auf die Herzogin zuschritt, welche ihm schweigend, aber bewegt die Hand reichte.

„Ich komme, Frau Herzogin,“ sprach der Graf, die ihm gebotene Hand ehrerbietig an seine Lippen führend, „Euch Lebewohl zu sagen. Ich füge mich in den unerbittlichen Beschluß des Schicksals. Möge er uns Alle zu einem glücklichen Ziele führen. Lebt wohl!“

Hiermit verneigte er sich zuerst gegen die Herzogin und dann gegen Katharinen, welche, während er gesprochen regungslos dagestanden hatte. Sie hatte gehofft, daß er mit ihr reden und ihr verzeihen würde. Als er jedoch sich ihr nicht näherte, sondern, ohne ein Wort des Abschieds an sie zu richten, der Thür zuschritt und das Gemach verließ, sank sie, das Gesicht mit beiden Händen bedeckend, wie in Schmerz aufgelöst, auf einen Sessel nieder.

Wenige Sekunden darauf sprang der Graf mit verhängtem Zügel über den Schloßhof, der Landstraße zu. Während dies vorging, lag in einem abgelegenen Zimmer des Schlosses ein Sterbender. Es war der Eremit von der Glendsgrotte. An seinem Lager saß der einzige Diener des Schlosses, in einem Gebetbuche lesend. Die vom Könige empfangene Wunde ließ in dem Greise keine Hoffnung aufkommen, sich am Leben zu erhalten. Er fühlte, daß er sterben müsse, und in seinen Jügen begannen sich bereits die Vorboten des Todes bemerkbar zu machen. Plötzlich richtete er sich auf seinem Lager auf.

„Verlangt Ihr etwas, ehrwürdiger Vater?“ fragte der Diener, sein Buch bei Seite legend.

Ein blutiges Tuch fest auf seine Wunde drückend, sprach der Greis:

„Geht, mein Freund, und sagt dem Fräulein Katharine, daß ich sie, bevor ich sterbe, noch einmal zu sprechen wünsche. Doch wird sie sich beeilen müssen — denn ich fühle, daß es bald mit mir vorüber ist.“

Der Diener entfernte sich, und wenige Minuten darauf trat Katharine an das Lager des Sterbenden. Sie schien sich von dem Eindrucke, den der Abschied des Grafen von ihrer Mutter auf sie ausgeübt hatte, etwas erholt zu haben. Doch war sie außerordentlich blaß und niedergeschlagen. Sie schien geweint zu haben. Ihre sonst so stolze, gebieterische Haltung war unsicher, fast schwankend, und ihr Gang hatte viel von seiner früheren Elasticität verloren. Der Anblick des Greises, als derselbe mit mildem Ernst sein schon mattes Auge auf sie richtete, schien sie mächtig zu ergreifen.

Nachdem der alte Diener auf einen Wink des Greises das Gemach verlassen hatte, sprach der Letztere mit immer schwerer gehendem Athem:

„Katharine Howard, Ihr steht am Lager eines alten Mannes, der im Begriffe ist, vor seinem höchsten Richter zu erscheinen. Daher glaubet nicht, daß meine Worte eitel Trug sind oder Lüge. Durch Das, was sich heute vor Euren Augen begeben hat, werdet Ihr zu der Erkenntniß gekommen seyn, daß ich mit klarem Blicke Eure Zukunft überschau. Darum sage ich Euch, daß Euer Schicksal sich erfüllen wird, wie ich es Euch verheißen — es sei denn, daß Ihr auf meine Worte höret, damit Ihr Euren Henkern der einst das Messer entreißen könnt, das Euch sonst sicher und tödlich treffen würde — wie es Annen Boleyn getroffen.“

„Redet!“ rief Katharine, als der Greis, um sich zu erholer, ein wenig inne hielt, mit angstvoller Stimme.

„Am Hofe des Königs, der bald Euer Gemahl seyn wird,“ sprach der Greis, dessen Athem immer schwerer zu werden begann, „lebt ein Ritter, dessen Trachten auf Euer Verderben gerichtet ist. Er haßt Euch nicht, aber er ist das Werkzeug eines Anderen, der dem Könige Rache geschworen. Hütet Ihr Euch, diesen Mann nur an einem Tage, den ich Euch nennen werde, zu sehen, so wird er später keine Macht über Euch haben, und Ihr seid gerettet.“

„Und dieser Tag?“ hauchte Katharine, mit einem besorgten Blick auf den Sterbenden, dessen Jüge die rasche Annäherung des Todes verkündeten.

„Es ist — der fünfundzwanzigste — nach Eurer Vermählung — mit dem Könige.“

„Und jener Mann — woran erkenne ich ihn? Sein Name?... Ums Himmelswillen, antwortet!...“

„Sein — Name — ist —“

Der Greis sank plötzlich auf sein Lager zurück und ward sprachlos. Seine Lippen bewegten sich zwar, aber es ward kein Laut vernehmbar. Wenige Augenblicke, und er war verschieden. — (Fortsetzung folgt.)

O b s t b a u.

(Aus den vereinigten Frauendorfer Blättern.)

Hier vorzugsweise sind wir zur Ausführung eines, den Wohlstand der Völker bezielenden Planes freundschaftlicher Theilnahme des Lesers benöthigt und bitten also auch recht angelegentlich darum!

Es ist unsere vollernstgemeinte Absicht: die ganze Erdoberfläche unsers deutschen Vaterlandes in einen fruchtbaren Obstgarten zu gestalten, — freilich nicht so Augenblicks oder auf einen festgesetzten Termin; und so müßt du uns immerhin gütig erlauben, geneigter Leser, das vorgehaltene Bild mit nur ganz kurzer Erläuterung ein wenig näher zu betrachten.

Wir wissen gar wohl, daß wahrscheinlich Ein Mensch nicht einmal hinreichend seyn werde, nur allgemeinen Sinn für die Idee unsers Vorhabens zu erwecken; aber sollen beide deshalb auch gar nie angeregt werden, und ist die Ausführung denn außer allem Bereiche der Möglichkeit?

So viel wird uns jeder billige Leser unbestritten zugestehen, daß heutzutage viele großartige Obstbaumpflanzungen bald hier bald dort sichtbar werden, wo früher noch keines Menschen Seele daran gedacht; und daß die Obstbaumzucht seit fünf und zwanzig Jahren weitere Fortschritte gemacht hat, als früher in fünf und zwanzig hundert?

Woher kommt es? Die ganz natürliche Ursache davon liegt in dem Unterschied zwischen der frühern Beschaffenheit und dem jezigen Zustande unseres Erdbodens.

Unsere ersten Stammväter mußten erst wilden reißenden Thieren und giftigem Ungeziefer undurchdringliche Urwälder abklüpfen, oder unzugängliche Sümpfe. Wie weit sie darin gekommen, sehen wir vor Augen. Sollen wir's jezt denn schon lassen, so weit sie es gebracht? — Es liegt aber im innern, angeborenen Triebe des Menschen, daß er in steter Bewegung Alles um sich noch immer zu verbessern und zu verschönern trachte, und soll dies nicht auch ganz besonders unserm gemeinsamen Wohnorte — der lieben Mutter Erde — zu gute kommen? Ist doch „Landesverschönerung“ ein bereits längst allgemein eingebürgeretes Schlagwort, zur Landesverschönerung aber der Obstbaum das absolute mixtum utile dulci, — und ist es nicht die Obstfrucht, auf die uns der Schöpfer mit deutlichem und leicht zu verstehendem Winke selbst hinweist, da er keine andere Speise darbietet als diese so, daß sie aus der Hand der Natur ohne weitere Zubereitung, und wie sie schon ist — entweder gleich gegessen oder ausdauernd bis zur nächsten Gente aufbewahrt werden kann? — die zugleich in reichlich verschiedener Auswahl jedem Gaumen wohlschmeckend, jedem Alter zusagend, ja nach Versicherung der Aerzte selbst jedem Kranken gesund ist? — Und wie mannigfach weiter läßt sich das Obst noch sonst vortheilhaft benützen! Man kann es kochen, braten, dörren, zu Muß, zu Most, zu Wein, zu Brauntwein, zu Essig, ja, zu was nicht noch mehr verwenden, so, daß es in Menge vorhanden, als Speis und Trank bedeutend sparen hilft an andern Nahrungsbedürfnissen. Und hat man Obst gar im Ueberflusse, so ist es ein einträgliches Handelsartikel, dem schon manche Segend und Familie hohen Wohlstand verdanken!

O hätten unsere ersten Stammväter die Oberfläche unserer Erde schon in dem heutigen Zustande, und alle die vortrefflichen Obstsorten im Besiz gehabt, wie wir: das deutsche Vaterland wäre viele Generationen zurück schon längst ein blühender Obstgarten!

Aber was liegt auch daran, wenn es ein solcher nie wird?

Wer so fragt, der hat wohl noch nie in die Entwicklungsgeschichte des Menschengeschlechts geblickt und an eine Zukunft gedacht, in der — aus sehr natürlichen Ursachen — bei je länger je mehr zunehmender Bevölkerung unsere späteren Nachkommen einst auf heimatlichem Boden nicht mehr genug Nahrung, und zur Auswanderung keine neue Welt mehr finden werden. (Fortf. folgt.)

Miscellen.

X In einem Schreiben, das ein achtbares Handlungshaus der City empfangen hat, wird folgende entseßliche Missethat erzählt, welche das californische Gold veranlaßt hat. Das Schiff „Amelia“ segelte zum Anlaufe einer Ladung Silber in China mit Gold von San Francisco ab. Unterwegs, im stillen Ocean, ermordeten bei Nacht drei von der

Mannschaft erst den Steuermann, dann den Capitän, den Supercargo und einen englischen Passagier, worauf sie sich des Goldes bemächtigten und der übrigen Mannschaft, die nichts von der Sache gewußt hatte, ihren Theil zukommen ließen. Kurz darauf schloßen die Mörder, und nun kam der Rest der Mannschaft überein, jene zu tödten, und das Schiff seinen Eigenthümern wieder zuzustellen. Der Schiffszimmermann hieb darauf den drei Schlafenden die Köpfe ab und ihre Leichen warf man ins Meer. Das Schiff wurde nach einer der Sandwichs Inseln gebracht und dem britischen Consul übergeben.

X Im Jahre 1772, am 18. Januar, wurde unser Schüler in das Militär-Institut auf dem württembergischen Lustschloße Solitude als Schüler aufgenommen. In der Aufzählung seiner wenigen Habseligkeiten, die er in diese Anstalt mitgebracht, findet sich ausgezeichnet: „An Geld — 43 Kreuzer.“

X Robert Blum soll vor dem Standrecht gesagt haben: „Eure Gefängnisse sind lange nicht so niedrig, finstler, dumpf, modrig, und verstoßt als eure Köpfe, und ich weiß wohl, daß ich hier nicht stehe, wo ich freudig stehen würde — vor scharfen Richtern, sondern vor Scharfrichtern.“

X Parteilichkeit. Die Revolution ist der kühne Ausdruck der Begeisterung des Menschen für die Wahrheit; der Conservatismus, die Reaction beruht lediglich auf schönem Egoismus. Da ist die gewaltige Kluff, der unverföhnliche Gegensatz. Darin liegt auch ein Wink: die Revolution nicht auf halbem Wege anzuhalten, soll sie nicht am Egoismus scheitern! Der Krämergeist und das Menschenthum streiten sich um das Terrain; Eins oder das Andere muß blutig unterliegen.

Maritäten Kästlein.

© Die beiden Hinternisse. Ein junger Yankee-Hausfrer machte einer wohlhabenden Wittwe in Pennsylvanien den Hof und ließ bei seiner Liebeserklärung den Wink fallen, daß ihrer ehelichen Verbindung nur zwei Hindernisse im Wege ständen. „Nennt sie!“ versetzte die verliebte Wittwe. — „Das erste ist, daß es mir an Mitteln fehlt, mir einen Kramladen einzurichten,“ sagte der Hausfrer; und die Wittwe schickte ihm den andern Morgen einen Wechsel über die hiezu nöthige Summe. Als sie wieder einander trafen, hatte der junge Mann sich einen Laden gemiethet und einen store etablirt und die lächelnde Schöne wollte nun auch das andere Hinderniß wissen, welches ihrer Verbindung im Wege stehe. — „Das zweite Hinderniß ist, daß ich schon eine Frau habe!“ sagte der Kaufmann.

© Aristoteles soll einmal gesagt haben: Die Könige seien die besten Mnemoniker; denn sie behalten alles, was sie versprochen haben.

© Welche Keller werden geboren und nicht gemacht? — Die Neusscha — Keller.

Logogryph.

Zum Wohnsitz dient Dein Körper mir,
Ich darf darin nicht fehlen.
Ein Zeichen vor — dann wehe Dir!
Wollt' ich als St. Dich wählen;
Dann plage ich mit Schmerzen Dich —
O Leser, sicher kennst Du mich!

Auflösung des Logogryphs in Nr. 43:

Osterfeier. Osterfeier.